Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 6 (1933-1934)

Heft: 2

Artikel: Aus Tagebüchern Jugendlicher

Autor: Herzka-Freistadt, Else

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-851105

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

immer wieder möglich, daß einer in einer Stunde, da er nicht mehr mit sich zurechtkommt, die Ferne sucht. Aber meistens kommen sie nach wenigen Tagen von selbst wieder zurück. Die Möglichkeit zu fliehen ist ja selbstverständlich stets da. Die Zöglinge sind allein auf dem Feld, sind nie eingeschlossen, fahren mit dem Lastauto weit im Lande herum. Aber wir halten sie nicht mit polizeimäßiger Aufsicht, wir halten sie durch das Vertrauen. Wir suchen zu jedem Einzelnen in ein Vertrauensverhältnis zu kommen. Dabei werden wir von den jungen Leuten selber unterstützt. Nicht durch ein Angebersystem. Das ist bei uns verpönt. Die Leute halten sich gegenseitig zur Pflichterfüllung an, korrigieren sich gegenseitig. Kürzlich kam einer zu mir, um seinen Kameraden anzuschwärzen. Er habe geraucht, wo er nicht hätte rauchen dürfen. Ich fragte den Angeber, ob er schon mit seinem Kollegen gesprochen hätte. Nein. Gut, dann solle er hingehen und in aller Kameradschaft mit ihm reden."

So selbstverständlich klingt alles. So einfach. Und ist doch so groß und so befreiend. Und wie wir jetzt hinaustreten in den Obstgarten, da ist mir wahrhaft feierlich zu Mute. In aller Stille hat hier ein Mann in wenig Jahren, in selbstverständlicher und restloser Hingabe, unter dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit, ein wahrhaft großes Werk geschaffen. Nicht nur verstandesmäßig hat er pädagogische Wahrheiten in blühende Wirklichkeit umgesetzt, aus der Tiefe eines großen Herzens muß ihm die Kraft dazu erwachsen sein. Eine unerhört große und schwere Aufgabe hat er frohen Mutes auf sich genommen und zur befreienden Tat gestaltet. Zur befreienden Tat für alle, die erziehen wollen. Zu einer, den Glauben an das Gute, den Glauben an den Menschen mächtig fördernden Tat. Zu einer Pestalozzi-Tat.

Ergriffen und dankbar reiche ich diesem Manne, Verwalter *Gerber*, zum Abschied die Hand und wandere frohen Herzens durch den zu neuem Leben erwachenden Wald, heimwärts.

Aus Tagebüchern Jugendlicher

Von Dr. Else Herzka-Freistadt, Wien

Im Rahmen jugendpsychologischer Untersuchungen habe ich eine große Reihe Tagebücher junger Menschen gesammelt. Es sind Tagebücher aus verschiedenen Klassen und Schichten, Tagebücher junger Arbeiter und Arbeitsloser, Beichten sentimentaler Backfische und grübelnder Studenten. Man kann zum Tagebuch als Quelle für das Seelenleben Jugendlicher kritisch stehen. Man kann zugeben, daß man im Tagebuch nur einen bestimmten Typus junger Menschen erfaßt, aber man kann sich einem starken Eindruck nicht entziehen, der ergreifenden Unmittelbarkeit dieser lebensheißen Bekenntnisse der reifenden Jugend. Manche Dichter haben diese Übergangsjahre darzustellen versucht. Ich erinnere an die Werke Hermann Hesses, die Autobiographie Tolstois, an den Roman „Der Werdende" von Dostojewski, an die Bücher der Lou André Salomé, den „Anton Reiser" von Philipp Moritz, „Oberlins drei Stufen" von Jakob Wassermann. Sie alle versuchen das Erlebnis der Übergangsjahre darzustellen, mit seinem eigenen Leid und Zauber, seiner Hilflosigkeit und seinem Überreichtum an Gefühl. Aber die Selbstbekenntnisse der Jugend bringen uns ihrem Leben noch näher, gewähren uns direkteren Zugang zu ihren Problemen, lassen uns unerhört lebendig Rhythmus und Atmosphäre der Jugend erleben.

Einsamkeit und Sehnsucht, Konflikte mit Eltern und Schule, Auseinandersetzung mit Gott und der Welt, Hilflosigkeit in Fragen des Berufes, Ringen um eine Weltanschauung und um persönliche Vollendung und Erfüllung, all das findet in den Tagebüchern Ausdruck und Gestalt.

Manche Tagebücher werden aus „historischem" Interesse geschrieben: „Um die Vergangenheit und Gegenwart festzuhalten", „um den Fortschritt zu sehen". Andere schreiben das Tagebuch „um sich Rechenschaft zu geben". Die meisten aber kommen aus Einsamkeit zum Tagebuch. Es ersetzt den vertrauten Freund, den ersehnten Führer, den erträumten Partner. Es wird oft mit „Du" angesprochen, als ob es ein Lebewesen wäre. Und jede starke Erschütterung, jede Liebe, jede Sehnsucht, der Zweifel an sich und jede Bereicherung durch Kunst oder Naturerlebnis wird dem „geliebten Tagebuch" anvertraut. Die Intervalle der Eintragungen sind kurz oder lang, zumeist ziemlich regelmäßig.

Manches Tagebuch wird durch viele Jahre hindurch geführt und ist ein treues Abbild der Entwicklung.

Aus der Fülle der Probleme greifen wird diesmal nur ein einziges heraus, aus der Vielheit der Melodien den Grundakkord. Einsamkeit und Sehnsucht sind die Motive, die immer wieder und jenseits von sozialer Stellung und individuellem Milieu anklingen. „Ich habe keinen Freund" – „Ich habe keine Freundin."

Schmerzlich und unabwendbar vollzieht sich die Lösung des Jugendlichen von Eltern und Geschwistern. Zu den Erwachsenen gehört der junge Mensch nicht; Kind ist er auch keins mehr. In einem Gedicht eines Fünfzehnjährigen heißt es:

„Blüten und Früchte trägt der kleinste Baum
Wir sind nicht Kind, wir sind nicht Mann
Wir taumeln fruchtlos hier in ödem Raum
Unkennbare Zukunft hält uns im Bann."

Mitten drin steht der Jugendliche in einer Reihe körperlicher, seelischer, geistiger Vorgänge. Zum erstenmal kommt er darauf, daß jeder Mensch ein eigener ist, ein Einsamer. „In dem Augenblick, wo sich zum erstenmal das Ich als etwas Besonderes und Eigenes den Dingen und den Menschen entgegenstellt, entsteht im Bewußtsein eine andere Welt" (Spranger). Die Tagebücher sind voll von Selbstbeobachtung. Voll Staunen gewahrt der Jugendliche, daß er sich fremd fühlt in den alten gewohnten Umständen, eine nie gekannte Kluft tut sich auf zwischen sich und den Vertrauten der Kindheit. „Ich bin anders als alle andern." Die „andern" scheinen so selbstverständlich dahinzuleben, gehen den Geschäften nach, heiraten, sterben. Er aber, der Jugendliche, findet Wunder über Wunder. Eine Art metaphysische Einsamkeit überkommt ihn: Staunen und Angst vor den Rätseln des Daseins ergreifen von der Seele Besitz. Aber neben

dieser philosophischen Einsamkeit, die der Jugendliche manchesmal als großes Erlebnis wertet, gibt es eine andere, die als Schmach und Erniedrigung empfunden wird. „Ich habe keinen einzigen Menschen, der mich liebt und den ich lieben könnte.“ Der Umgang mit Eltern und Geschwistern genügt nicht mehr. Eine große Leere ist entstanden, eine tiefe Sehnsucht nach neuen Menschen. Es gibt viele Arten der Sehnsucht. Die unbestimmte Sehnsucht kann einen in jungen Jahren überfallen wie eine Krankheit. Das Tagebuch ist erfüllt von ihr.

„Ich habe keinen Menschen, keinen Gott,
Um mich einmal an ihn zu wenden,
Wenn ich bin in Not.
Bin immer nur allein
Und keiner kommt mit zarten, lieben Händen
Um meine Qual zu lösen,
Abzuwenden
Von vielem, ach so vielem Bösen.“

Aus demselben Tagebuch (herausgegeben von Charlotte Bühler): „Ich habe solchen Liebeshunger, wer kommt, um ihn mir fortzunehmen? Weiter keine als nur vollständig gleichgültige Alltagsmenschen?“ An Frühlingsabenden ist die Sehnsucht da, riesengroß, überwältigend. Es ist ein Ziehen in der Gegend des Herzens, ein Druck, eine qualvolle Leere, ein flutendes Drängen. Aus dem Tagebuch einer Vierzehnjährigen: „Ich weiß nicht, wonach ich mich sehne!“ In der Seele ist ein wehes Suchen nach etwas, das man nicht kennt und doch vermißt, als hätte man es einst besessen. Ein Wort, ein Duft, ein Leuchten, eine ziehende Wolke, ein Wind, eine Bewegung in den Bäumen kann die Sehnsucht anschwellen lassen. Im Winter gilt die Sehnsucht dem Frühling. Das Naturgefühl, das aus den Tagebüchern spricht, ist sehr stark. Ist doch die Jugend eins mit allem Werden und Wachsen, unvergleichlich näher als der Erwachsene allen geheimnisvollen Kräften der Natur. Es ist eine starke Verbundenheit in diesen Jahren mit aufbrechenden Quellen und ziehenden Wolken, mit allem Bewegten der Landschaft. Oft scheint die Sehnsucht nur einer Wiese, einem Stück freien Horizontes zu gelten.

Bestimmtere Sehnsucht ruft nach einem Menschen. „Eine Freundin möcht ich haben, einen Freund. Alles liebt, nur ich finde keinen Menschen. Ich habe Sehnsucht nach einem Menschen der mich streichelt, in dessen Nähe mir warm wird.“ Der Kamerad, den man sucht, soll alle Freuden und Schmerzen teilen, soll bedingungslos treu sein. „Ich will jemand haben, der ganz zu mir gehört.“ So voll die Tagebücher von Protest gegen jede aufgezwungene Autorität sind, so leidenschaftlich ist die Sehnsucht nach dem Führer, „bei dem man sich bergen kann, wie einst im Schoß der Mutter“. Und schließlich gilt die wissende Sehnsucht dem ergänzenden „Du“. Immer wieder finden wir in den Tagebüchern einen ursprünglichen Dualismus von körperlichen und seelischen Wünschen. Den Schwarm, den man liebt, will man gerne küssen, ihm nah sein. Aber die Bindung zum Partner hat so durchaus den Akzent auf der seelischen Beziehung, daß die Tagebuchschreiber selbst die Unterscheidung zwischen himmlischer und irdischer Liebe vornehmen.

Ehe die Jugend mit der Welt noch in Verbindung kommt, hat sie schon eine Welt der Träume. Aus Lied und Bild, aus Büchern und Kunstwerken ist eine Vorstellung von der Liebe da, noch lange vor der erlebten Liebe. Es ist die Liebe der großen Tragödien, einer Liebe, die auf höchster Steigerung des Gefühls beruht, bei der der Rausch erstrebt wird, der ewig dauert, eine Treue, die keine Anfechtungen kennt. Auch wenn wirkliche Bindungen zum andern Geschlecht sich schon gebildet haben, Bindungen die den Träumen von Liebe nicht entsprochen haben, ist die Sehnsucht nicht zur Ruhe gekommen. Und so geschieht es, daß die Tagebücher, Zeugen der Sehnsucht, noch weiter geführt werden, auch wenn das durchschnittliche Alter, das die Reifezeit begrenzt, erreicht ist. Glaubt der Jugendliche den Partner, den er ersehnt hat, endlich gefunden zu haben, so bricht das Tagebuch oft ab, das Abbild der Sehnsucht und Hilfe in der Einsamkeit war.

Wenn man diese Grundstimmung der Jugend, sehnsuchtsvolle Einsamkeit, erfaßt hat, hat man auch schon einen Weg zum Verstehen der vielfältigen Aufgaben und Nöte der Reifezeit, wie sie im Tagebuch ihren Ausdruck finden.

Wir fügen einige kurze Auszüge aus Tagebüchern bei, die das besprochene Thema dokumentieren.

Knabentagebuch eines Sechzehnjährigen:

„Der Alltag zwingt mich plötzlich zum Denken. Was mir bisher selbstverständlich und gleichgültig war, kommt mir plötzlich unfaßbar, sonderlich und wunderbar vor. Das Leben erscheint mir als ein großes Rätsel. Und wenn ich einem Erwachsenen meine Fragen oder Wünsche oder Gedanken vorbringe, sagt er, er verstehe mich nicht oder rät mir, nicht zu schwärmen, sondern lieber fleißig zu arbeiten. Der Erwachsene versteht mich nicht. Ich habe keinen Freund. So greife ich als rettenden Ausweg zu dir mein Tagebuch...

Wenn ich gezwungen bin täglich zehn Stunden lang die ganze Woche hindurch unter der Arbeit zu schwitzen, erwacht in mir trotz sinntötendem Geräusch der Maschinen ein leidenschaftliches, die ganze Seele ergreifendes Sehnen. An einen Ort drängt es mich, wo Blumen blühen und Bäume wachsen.“

Tagebuch einer Fünfzehnjährigen:

„Ach warum sind die Menschen anders und ich anders als die andern? ... Braucht ein Mensch Freundinnen? Ja er braucht einen Menschen, der mit ihm fühlt ... Ich finde keinen. Bin sehr unglücklich ... immer dasselbe, immer die Sehnsucht, immer die Hoffnung. Ja hätte ich diese Zeit doch schon einmal überwunden.“

Tagebuch einer Siebzehnjährigen:

„Der Frühling kommt. Aber wenn ich bis jetzt nichts gearbeitet habe, – jetzt ist wenig Aussicht mehr. Wenn die Luft blau und der Abendhimmel rot und rosa ist. Der Frühling gärt. Bald möcht ich singen, bald weinen ohne Anlaß ...

... Der Stein, der auf der Brust lag, ist weg. Wenn ich allein bin, spüre ich unendliche Sehnsucht. Wenn ich im Bett bin, wein ich mir die Augen aus ...

... Die D. (scil. ihr Schwarm) war einfach goldig. Einzig lieb, sie hat mich beim Abschied geküßt, ich bin riesig glücklich... Liebes Büchel, schad, daß es mit dir zu Ende geht. Ich hab jetzt niemand, mit dem ich gern spreche und den ich dabei lieb habe. Die Tage zerrinnen unter den Händen. Ich denke gar nicht viel herum, aber manchmal ist mir furchtbar einsam zu Mut. Ich grüble nicht, denn es gibt ja immer etwas zu tun. Aber wenn ich einmal überlege, dann ist alles eine Narretei. Sinnlos und ohne eigentlichen Inhalt – ohne Liebe. Die D. (die Verbindung wurde durch äußere Umstände gelockert) wird mir mit der Zeit weniger. Ich spüre einen schneidenden Jammer dabei... zur Jahreswende: wenn ich mir etwas wünschen darf, ist es Liebe. Aber das kann ich mir gar nicht vorstellen...“

Aus demselben Tagebuch drei Jahre später (die „Ergänzung“, der Mensch nach dem sie sich sehnt, ist noch immer nicht gefunden):

„... es ist Frühling und ich möcht weggehen. Aus diesem Kerkerloch weggehen, wo ich durch mich selbst eingesperrt bin. Wenn der Winter aus ist, erwach ich aus schwerer Krankheit, aus dunkeln Fesseln des Geistes und der Seele zu ... ja wozu? Ich weiß es nicht. ... Liebes Heft, vor dir brauch ich mich doch nicht zu schämen. Ein körperlicher Schmerz, ein Krampf im Herzen, Sehnsucht zum nicht aushalten. Gerty hat viel zu viel Leute und ich verlang noch immer alles oder nichts... Ich hab viel Angst kaum ich allein bin. Wie wenn ein Lärm irgendwo ist und dann tiefe Stille folgt. Nahe dem Tod. Alles was man tut ist Betäubung dieser Angst. Die Bäume im Park sind so riesenhaft in der Dunkelheit. Unheimlich, ich habe Angst. ... Oft packt mich in der Nacht das Grauen über das Leben und Sein. Am Morgen ist es nur mehr historisch, nicht unmittelbar. Worte haben nichts mit dem Erleben zu tun. Es ist manchmal so, wie wenn blitzartig Perspektiven sich ändern würden, die Aussicht weit, riesenhaft wird und ich steh da, kleinwinzig und verloren in einem unfaßbaren Chaos –. Novembernebel – in der feuchten kalten Welt bin ich selber was Heißes, Wachsendes, sonderbar Lebendiges..."

Dies sind nur einige spärliche Proben aus einem überreichen Material, eine Melodie aus der Symphonie der Jugend, wie sie in den Tagebüchern aufgezeichnet ist.

Die Montessori-Bewegung (Eine Artikelreihe)

V. Die Montessoripädagogik in der Volksschule

Von Emma Plank-Spira, Wien

Da die Montessorimethode hauptsächlich in ihrer Anwendung auf das vorschulpflichtige Kind bekannt ist, Montessorivolksschulen dagegen noch nicht sehr verbreitet sind, sei vorerst das äußere Bild einer Montessorischulklasse wiedergegeben.

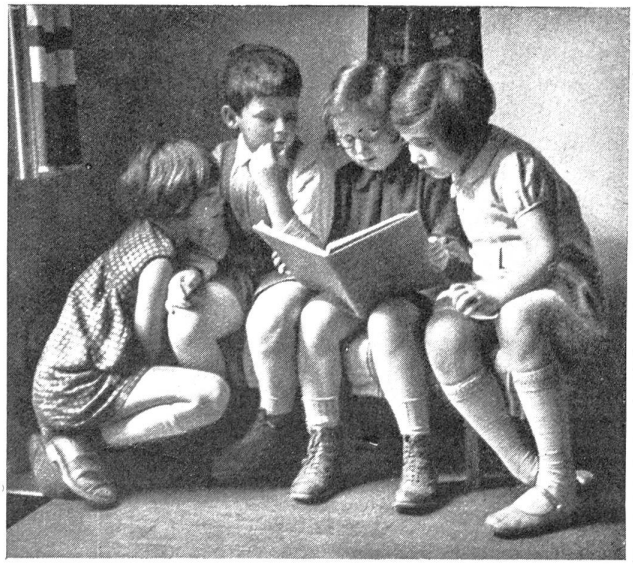
Der Besucher einer solchen Klasse, der vielleicht erwartet, die alten braun gestrichenen Bänke nicht mehr vorzufinden, aber im übrigen in eine Klasse zu treten, die höchstens in unauffälligen Details von der Vorstellung, die man sich sonst von einer Schulklasse zu machen gewohnt ist, abweicht, wird überrascht sein: Der Raum, in den er kommt, ein geräumiges helles Zimmer, sieht gar nicht wie ein Schulzimmer aus: Freundlich gestrichene Wände, farbige Vorhänge an den Fenstern, an Stelle der gewohnten Bänke allerlei kleine nette Möbel, die scheinbar ganz durcheinander stehen. Auf einem Tischchen steht ein Aquarium, auf anderen befinden sich Geräte, deren Zweck dem Beschauer nicht gleich klar wird. Er sucht vergeblich den Katheder, ja, es kann ihm passieren, daß er seinen Blick erst im ganzen Zimmer herumschweifen lassen muß, bis er den Lehrer findet. Der Raum hat wohl ein Podium, wenn er nicht eigens für eine Montessoriklasse gebaut worden ist. Aber auf der Fläche dieses Podiums sitzen einige Kinder auf Matten im Türkensitz oder auf einer bequem gepolsterten Bank; sie sind ganz still in Bücher vertieft. Das ist die Leseecke.

In der Ecke gegenüber sieht man eine Art Miniaturküche. Dort befindet sich alles Gerät, das für den Haushalt der Schulgemeinschaft und für die Pflege und Sauberhaltung des Raumes notwendig ist. Zwei Kinder in hellen Wirtschaftsschürzen streichen gerade die Brote für das Gabelfrühstück. Übrigens tragen alle Kinder Arbeitsmäntel in verschiedenen Farben.

An einer anderen Stelle des Klassenzimmers wird dem Beschauer eine Schreibmaschine auffallen, an der ein sechsjähriger Bub mit ernstem Gesicht sitzt und schreibt.

Erst dem aufmerksameren Betrachter wird das Ordnungsprinzip dieser scheinbaren Unordnung klar: Alles, was man bei einer Schulklasse als straffe Einheit gewohnt ist, ist hier vollkommen gelöst; aber auch vollkommen organisiert. Es dienen nicht alle Details *einem* Zweck, jede Einzelheit hat den Platz, auf dem sie ihren besonderen Zweck ganz erfüllen kann. Kurz, es ist keine Schulklasse, sondern ein Arbeitsraum, der nicht anders als ein moderner Wohnraum nach Gesichtspunkten der Vernunft statt der Tradition eingerichtet ist und der seinen Inwohnern nicht eine Macht demonstriert, sondern eine Heimstatt bietet.

Schulen dieser Art gibt es in verhältnismäßig großer Zahl in England und Holland, in geringerer in Deutschland und in vielen anderen Ländern. Sie sind auf denselben Grundprinzipien aufgebaut wie die Montessorikinderhäuser: Auf der Selbsttätigkeit des Kindes, auf der Anpassung der Umgebung an die geistigen und körperlichen Proportionen der Kinder, auf der Rücksichtnahme auf die sensitiven Perioden. Die Montessorischule will, daß das Kind alles, was die Gesellschaft von ihm an Kenntnissen verlangt, sich selbst durch eigene Tätigkeit erarbeitet. Sie ist also eigentlich eine konsequent durchgeführte Arbeitsschule. Man darf das aber nicht etwa so verstehen, als ob das Kind die kulturellen Errungenschaften der Menschheit für sich wiederholen müßte – ein Gedanke, der sich bei einer primitiv analogen Anwendung des biogenetischen Grundgesetzes auf die Pädagogik ergeben müßte – als ob wir dem Kind zumuten würden, alle Erfindungen, die es kennenlernen soll, noch einmal zu erfinden.



Eine Aufnahme aus der Leseecke — Phot. Winter, Wien